

Finale

O-Ton

«Die Mehrheit schweigt, weil sie nicht existiert. Sie ist nur eine Summe von Minderheiten.»

Gabriel Laub

Tod eines Weltstars

Der Countrypop-Sänger Glen Campbell ist im Alter von 81 Jahren gestorben.

In der US-Countrymetropole Nashville endete das Leben eines der grössten Countrypop-Sänger. Songs wie «Rhinstone Cowboy» und «Wichita Lineman» machten Glen Campbell zum Weltstar. Am Ende kämpfte er mit mutiger Offenheit gegen seine Alzheimer-Erkrankung.

Sein letztes Album erschien vor wenigen Wochen, es hiess – ganz sicher nicht ganz zufällig – «Adiós». Die zwölf Lieder waren eine berührende Abschiedsfeier des schon lange schwer kranken Country- und Popsängers Glen Campbell, voller Wehmut und Würde, mit Titeln wie «Funny how Time Slips away», «Am I All Alone» und «Arkansas Farmboy».

Über 45 Millionen Platten hat Campbell gemäss «Rolling Stone» in seiner fast 60 Jahre umfassenden Karriere verkauft. Die Anlaufzeit dauerte allerdings rund zehn Jahre: Als Studiomusiker der Wrecking Crew arbeitete Campbell seit Ende der 50er unter anderem mit Elvis Presley, Frank Sinatra und den Beach Boys, seine Soloprojekte blieben vorerst noch unter dem Radar.

Erst das Album «Gentle on My Mind» brachte ihm Erfolg und kletterte 1968 hoch in die US-Charts. Künstlerisch noch überzeugender war kurz danach «By the Time I Get to Phoenix», das Campbell einen Grammy einbrachte. Mit den Platten «Wichita Lineman» und «Galveston» setzte er sich an der Spitze der Hitparaden fest.

Die Titelsongs dieser hochmelodischen, meist knapp vor der Kitschgrenze haltmachenden Werke – es waren Lieder für die Ewigkeit, einige Jahre danach auch noch «Rhinstone Cowboy» (1975). Campbell veredelte die Kompositionen mit seiner warmen, kraftvollen Stimme und einem «kristallklaren Gitarrensound», wie der Rockmusiker Tom Petty später feststellte. Den letzten Nummer-eins-Hit hatte der Sänger 1977 mit «Southern Nights». (sda)



Walfang im Wohlensee: Die Vorort-Crew auf ihrem monströs schönen Floss. Foto: Stefan Maurer

Das grosse Leichentuch der Aare

Am Ufer des Wohlensees scheut das Theaterkollektiv Vorort keine Mühe, um «Moby Dick» zu inszenieren. Es wird eindrucksvoll Verwirrung gestiftet, zuweilen ist ein Scheinwerfer zu viel und ein Dramaturg zu wenig im Spiel.

Maximilian Pahl

Die Ruderer auf dem Wohlensee haben wohl nicht damit gerechnet, auf ihrer abendlichen Tour in das aktuelle Bühnenbild der Berner Theatergruppe Vorort zu geraten. Prompt sind sie unfreiwillig Statisten in «Moby Dick», der Adaption des gleichnamigen Romans von Herman Melville in der Regie von Mathis Künzler. Und hätten sie gewusst, wie der rachelüsterne Captain Ahab seine Crew in die Verdammnis hetzt, dann hätten sie auch einen Zahn zugelegt.

Dann paddelt schon der Nächste ins atmosphärische Uferbild. Es ist Dominique Jann in einem Holzsteg. Er spielt den Protagonisten Ismael und hat hier den schönsten Auftritt des Abends, denn er muss rechtzeitig das Ufer der Aare erreichen, um dann erschöpft einen kurzatmigen Monolog zu halten. Er folgt dem Ruf der See und der Hochkonjunktur des Walfanggeschäfts im 18. Jahrhundert.

Die Mythen rankten sich schon seinerzeit um den einen weissen Wal, der die Schiffe verschlingt wie auch das Bein des Kapitäns. Zu Land und zu Wasser,

schwimmend und auf Booten spielt das gute Dutzend Spieler die Abenteuer nach, die mit der Suche nach dem Ungeheim einhergehen.

Auf der Wohleibrücke wartet schon die kauzige Mannschaft, schrubbt das Deck und wirft synchron die Eimer aus. Der Handlung lauschen die Zuschauer mit ihren Funkkopfhörern. In den Brückenbögen, den Schiffskajüten, schläft die Besatzung in Hängematten unter flackernden Laternen (technische Leitung: Ilana Wallker). Unten wogt es weiter, «das grosse Leichentuch des Meeres», das die grüne Aare jetzt verkörpert. Auch das Wetter spielt mit, gibt Abendröte und Wolkenspiel hinzu, oder verdüstert sich mit dem restlichen Geschehen, als hätte es auf seinen Einsatz gewartet.

Vertraute Orte werden Neuland

Die Theatergruppe Vorort erreicht damit einmal mehr, worauf sie seit 2010 abzielt: unübliche Orte zur Kulisse zu erklären und sie so fürs Publikum zu Neuland werden zu lassen. In den Momenten der Ruhe und der stillen Eindrücke ist ein Ankommen möglich. Öfter aber flattert durch die Kopfhörer eine Musik, die an den cineastischen Freibeuter Hans Zim-

mer erinnert. Sie erzeugt eine Spannung, welche sich im distanzierten Spiel dann wieder verliert. Vorort scheut keine Mühe, Melvilles Schmöcker, der selbst dem Umfang nach ein literarischer Pottwal ist, in all seiner Verworrenheit zu inszenieren. Die schwer verfolgbare Handlung verläuft uferlos, und als der Strom ausfällt, droht sie auf Grund zu laufen. Vielleicht war dann doch ein Suchscheinwerfer zu viel und ein Dramaturg zu wenig im Spiel. Aus dem Seemannsjargon, den Eleni Haupt als Captain Ahab prima beherrscht, dreht Melvilles Fabulierlust eben auch immer wieder ein faseriges Seemannsgarn.

Die ausschweifenden Zeitdiskurse der Vorlage setzt Moritz Alfons herrlich belustigend und belehrend um. Im Neoprenanzug und bewaffnet mit einem Schnorchel hält er als Melville höchstpersönlich berndeutsche Vorträge über die Beschaffenheit des Pottwals und die Eintrittspreise in amerikanischen Museen. Lehrhaft überbrückt er Umbaupausen und stellt Fragen, die er selbst beantwortet.

Irgendwann wird das monströs schöne Floss von Renato Grub («Berner Woche» vom 27. Juli) hereingesteuert

und mittig zur Tribüne arretiert. Mit dem Beiboot geht die Crew nun auf witzigen Walfang, ihre Lieder und Monologe hallen durch die blecherne Akustik. Jonathan Loosli ist als Südsee-Harpunier meistens mit Schlamm beschmiert.

Wenn er dazu in einer ausgedachten afrikanischen Sprache spricht, kippt das in eine Art verbales Blackfacing und damit auch ein wenig in die Kolonialzeit. Schliesslich springt er zum lädierten Wal ins Wasser und erledigt ihn händisch.

Einer dieser Eindrücke, für die sich der Besuch alleine lohnt, ist der Auftritt von Mich Gerber. Als weiss gekleideter Fährmann übersät er den Fluss mit gravitätischen Wal- und Kontrabassgesängen. Dann wird das Publikum auf die dunkle Brücke geführt und hört den dreitägigen Kampf mit Moby Dick über die leuchtenden Kopfhörer. Nur Ismael kann sich daraus retten, eher zufällig und aareabwärts. Auch die Aufführung, die wie ein Rollenspiel im Dorfgetümmel begann und dann durcheinandergeriet, findet wieder sicheres Ufer und zur Ruhe.

Weitere Vorstellungen bis 9. September um jeweils 19.30 Uhr. www.vorort.be

Die Wahrheit über

Ferien oben ohne

Es waren verstörende Bilder. Aufnahmen, die einem lange nicht aus dem Kopf gingen. Doch die Zeit war gütig, allmählich kehrte Ruhe ein im ästhetischen Empfinden. Bis vor ein paar Tagen – als er wieder zuschlug.

Zuerst meinten wir ja, es handle sich um einen Fleischkäse mit Sonnenbrille, aber nein, es war Wladimir Putin, der sich in seinen Abenteuerferien wieder einmal mit nacktem Oberkörper ablichten liess. Dieses Mal nicht als stolzer Reiter, sondern als «toller Hecht» («Zeit», «Süddeutsche», «Blick am Abend»), an dessen Angelhaken ein fetter Fisch baumelte. Petri Unheil!

Es sind dies ja Zeiten der Nonstop-Bilderproduktion, in denen schon Vorschüler wissen, wie man sich medial günstig in Pose wirft. Da sind Väterchen Wladimirs Oben-ohne-Fotos, die seine Potenz als Potentat unterstreichen sollen, hart an der Peinlichkeitsgrenze. Schlicht unvorstellbar, wenn Putins On-and-off-Buddy Donald

Trump auf ähnliche Ideen käme. Oder Angela Merkel ihre wandergestählten Waden medienwirksam in Szene setzte.

Schweizer Magistraten benehmen sich in ihren Ferien in der Regel viel unauffälliger. Wenn die Berner Kantonspolizei nicht gerade versehentlich die exakten Angaben zu Johann Schneider-Ammanns Feriendomizil an die Medien verschickt (kein Witz), weiss ja meist gar keiner, wo sich die Bundesräte sommers genau aufhalten. Da gibt es höchstens den einen oder anderen Schnappschuss von Doris Leuthard beim Einkaufen in einem grenznahen italienischen Lebensmittelgeschäft. (Woraufhin sie sofort als Tessiner Dorflädeli-Meuchlerin beschimpft wurde.)

Beunruhigend waren indes die Fotos, die uns von Johann Schneider-Ammann erreichten: Geschützt mit Helm und verspiegelter Brille, kurvte der Wirtschaftsminister auf einem Miniatur-Raupenfahrzeug vor dem

Bundeshaus herum. Dem Vernehmen nach soll er sich auf eine längerfristige Mission vorbereitet haben, um Handelsbeziehungen mit dem Mars aufzubauen. Und das in seinen Ferien, Chapeau!

Untätig ist auch Donald Trump nicht: «This is not a vacation – meetings and calls», twitterte er aus dem Luxusresort in New Jersey. Daneben verbringt er seine Zeit damit, gleichzeitig Golfbälle ins Loch und Tweets ins Fettnäpfchen zu platzieren. Das nennt man dann ein Handicap.

Aber nun unterbrechen wir ganz kurz für eine dringende Mitteilung: In der Zwischenzeit hat sich nämlich die Bundeskanzlei gemeldet und betont, dass die Schweizer Bundesrätinnen und -räte zwar durchaus in den Ferien weilen, aber von Gesetzes wegen trotzdem immer erreichbar sein müssen, um die Regierungstätigkeit jederzeit sicherzustellen, falls es zu politischen Krisen, Naturereignissen oder

technischen Zwischenfällen käme. Und wie ich gerade von der Regie höre, hat auch Moritz Leuenberger angerufen und ausrichten lassen, er sei zwar nicht mehr Bundesrat, aber in seinen Ferien auch stets erreichbar, falls die Medien eine Stellungnahme zu irgendetwas wünschlen. Vielen Dank, Herr Leuenberger.

Nun denn, wir haben hier mit einem Bild angefangen und wollen auch mit einem Bild aufhören. Es ist im Internet zu sehen und zeigt den damaligen Bundesrat Pierre Aubert 1979 mit seiner Frau Anne-Lise auf dem Campingplatz Al Sole in Meride. Die beiden sitzen auf Klappstühlen an einem Klappptischchen neben einem klapprigen Zweierzelt, vor sich Zeitungen, Papiere und Kaffee. Unaufgeregt, bescheiden, souverän. Und vor allem: leger, aber ordentlich angezogen. Wir werden dieses Foto bei Gelegenheit Wladimir Putin zukommen lassen. *Regula Fuchs*

Tagestipp «Eraserhead»



Düstere Meditation

Dass da ein ziemlich spezieller Typ an die Pforte der Kinoindustrie klopfte, das war schon nach seinem ersten Langspielfilm klar. David Lynchs Debüt «Eraserhead» ist eine surrealistische und reichlich ängstigende Schwarzweissmeditation über einen gewissen Henry Spencer, der sich in beklemmendem Ambiente um sein grauenvoll deformiertes Kind kümmert. Ein bisschen Abwechslung erfährt der gebeutelte Mann einzig durch die Heimsuchungen der ebenso entstellten, aber wunderschön singenden Lady aus seinem Heizkörper (Bild). «Eraserhead» wird anlässlich des neuen Dokumentarfilms über David Lynch gezeigt (S. 31). (ane)

Kino Rex Bern, 20.15 Uhr.